
Buchbesprechungen

Karl-Ludwig Kunz, Claudio Besozzi (Hg.): Soziale Reflexivität und qualitative Methodik. Zum Selbstverständnis der Kriminologie in der Spätmoderne, Bern/Stuttgart/Wien 2003 (Haupt Verlag), 229 S., 24,- €

Der Band dokumentiert die teils englisch-, teils deutschsprachigen Beiträge einer Tagung vom Frühjahr 2002 auf dem Monte Verità in Ascona – und wie die Herausgeber in der Einführung feststellen: „Der Name des Ortes war Verpflichtung: Auf dem ‚Berg der Wahrheit‘ fanden sich gleichermaßen originelle wie prominente Exponenten der Kriminologie aus drei Kontinenten ein, um in anregenden Vorträgen und nachhaltigen Diskussionen eine Positionsbestimmung ihres Fachs zu unternehmen.“ (S. 7) Vertreten sind als Autoren Hans-Jörg Albrecht, Claudio Besozzi, Byung-Sun Cho, Raffaele de Giorgio, Heike Jung, Karl-Ludwig Kunz, Ronnie Lippens, Gabriele Löscher, Tamar Pitch, Fritz Sack und Karl F. Schumann. Wie sich Originalität und Prominenz auf die Autoren und ihre Beiträge verteilen, darüber kann man anhand des Inhaltsverzeichnisses informierte Vermutungen anstellen. Man ist nach der Lektüre des Buches als kritischer Kriminologe zwar vorwiegend glücklich, aber nur bedingt schlauer. Der Hinweis, dass eine auf soziale Phänomene zielende Theorie oder wissenschaftliche Disziplin darauf vorbereitet sein sollte, sich selbst bei der Betrachtung ihres Gegenstandes zu begegnen, wie Niklas Luhmann es einmal formuliert hat, wird hier wiederholt bekräftigt. Auch die Erinnerung an die gesellschaftliche und politische Verantwortung der Kriminologie ist sinnvoll und notwendig. Sie taucht meist im Doppelpack mit der Klage über die zu geringe Rezeptionswilligkeit der unterschiedlichen Adressatenkreise auf. Nicht zu vergessen der Verweis auf die vielschichtige Verwobenheit von Datengenerierung, Analyse und außerwissenschaftlicher gesellschaftlicher Wirklichkeit – auch hier geben die Beiträge Anregungen, die man wieder einmal bedenken sollte.

Als originell ist sicherlich der Beitrag von de Giorgio „Beschreibung von Komplexität in der Weltgesellschaft“ (S.15-27) zu bezeichnen, dem es gelingt, das Wort „Kriminologie“ kein einziges Mal im Text zu verwenden. Wir erfahren viel über Luhmann, Maturana und George Spencer Brown, lauter Dinge, die wir immer schon mal wissen wollten. Als Einstieg ist dieser Text nach der kurzen und informativen Einleitung der beiden Herausgeber eine lesehygienische Herausforderung. Wer diese Hürde überwindet, wird durch den sehr anregenden Artikel von Claudio Besozzi belohnt. Besozzi schreibt down to earth und gleichzeitig differenziert und empfindsam

über den Blues der Kriminologen, vornehmlich der kritischen. Er liest ihnen wohlwollend die Leviten. Auch er variiert das Thema Komplexität und Unübersichtlichkeit, aber näher am Gegenstand als de Giorgio und aus meiner Sicht auch produktiver. Wer sich am Ende dieses Beitrags „ertappt“ fühlt, weil ihm die eigenen blinden Flecken der kritisch-kriminologischen intellektuellen Routine vor Augen geführt werden, ist klüger geworden. Tamar Pitch zeigt im Anschluss an Besozzi am Beispiel der aktuellen Konjunktur von Victim-Offender Mediation, wie sich die Kriminologie, auch wenn sie besten kritischen Gewissens ihr Geschäft betreibt, zur Steigbügelhalterin einer neoliberalen Herrschaftsform machen lässt. Man könnte ihr Argument auch als soziologisch-kriminologische Kritik an den bekannten Diskursmodellen lesen. Die notwendige Fiktion des Vorgriffs auf eine herrschaftsfreie Redesituation ist aus ihrer Sicht zugleich auch eine Ausblendung der Dimension von Herrschaft und Macht. Der Kriminologe hier also wieder mal in der Rolle des kleinen Funktionärs der moralischen Orthopädie, wie es Foucault so treffend wie bissig formulierte.

Fritz Sack, den man auf der Skala zwischen prominent und originell sicherlich unterschiedlich einordnen kann, beschäftigt sich mit den Akteursmodellen der Sozialwissenschaft und mit der Frage, was die Kriminologie akteurstheoretisch zu tun hätte. Er läuft hier in der ihm inzwischen zugewachsenen Rolle des Cato zu großer Form auf und schleudert ein fulminantes und umfangreiches (es handelt sich um den längsten Beitrag des Bandes, S.73-117) *ceterum censeo* auf die Disziplin herab. Mehr Gesellschaftstheorie, weniger Datenhuberei, Empirie nur dann, wenn die passende Theorie dazu expliziert wird und *ceterum censeo*: wir haben es in der Kriminologie mit Konstruktionen erster, zweiter, n-ter Ordnung zu tun. Der anschließende Beitrag von Gabriele Löscher gibt in Thesenform Anregungen zur Diskussion. Dabei werden jene unangenehmen Fragen aufgelistet, die der Forscherin als Bürgerin, dem Forscher als lebensweltlichem Akteur auf BAT IIa Basis im Angesicht der Konfrontation mit den Subjekten der Wissenschaft, vulgo den Kriminalisierten, auf dem schlechten Gewissen lasten. – Warum müssen wir kritischen Kriminologinnen uns nur immer die *awkward questions* stellen, während die anderen einfach nach Gutsherrenart drauf los forschen?! Das Pflichtenheft einer politisch-theoretisch korrekten qualitativen Methodologie, das Löscher präsentiert, ist so umfassend, wie unter Bedingungen des real existierenden Forschungsbetriebs schwer zu erfüllen.

Exotisch, entspannend und doch auch erhellend der anschließende Beitrag eines koreanischen Kollegen Byung-Sun Cho. Er zeigt, wie das ostasiatische strafrechtliche Denken, das aus einer konfuzianischen Tradition erwächst – bzw. dabei ist, sich aus dieser zu befreien und dem Typus westlicher Rationalität anzupassen – zu völlig anderen Begründungsfiguren und Handlungsstrategien führt. Leider ist in der Kürze, und möglicherweise auch im Kontext der hier verhandelten Thematik, diese Frage nur angerissen. Deutlich aber wird hier, dass viele Fragen, die wir spät- oder postmo-

dernen Westeuropäer uns stellen, außerhalb unseres lokalen intellektuellen Horizonts möglicherweise gar nicht verstanden werden. Aber das ist ein anderes Thema. Zurück in Europa, genauer in Deutschland, führt uns Heike Jung wieder auf bekanntes, allzu bekanntes Terrain: Warum gelingt es der klugen Kriminologie nicht, die tumbe Politik aufzuklären? Ja wenn wir das wüssten Herr Jung, dann wären wir ein Stück weiter. Bis dahin müssen wir es wohl mit der Einsicht halten, dass Theorien wichtigere Eigenschaften haben, als wahr zu sein bzw. das die Verhältnisse zwischen Wahrheiten Machtverhältnissen sind.

In der Dramaturgie von Exotik und Vertrautheit folgt auf Jungs engagiertes Votum wieder ein Beitrag, der sich hemmungslos und fröhlich als schräg outet: „Imagining Lines – Assembling Criminologies – Speculations Towards Negotiations“ von Ronnie Lippens. Unter Zuhilfenahme bildlogischer Figuren aus dem Zauberkasten von Deleuze und Guattari mäandert Lippens durch den frankophilen Schizospace. Man muss sich der Hermetik dieses Diskurses einfach hingeben – oder man lässt es bleiben. Anschlussfähig an normalwissenschaftliche Diskussionen sind diese Überlegungen nur bedingt, was nicht heißt, dass sie nicht zu neuen Erkenntnissen führen. Aber die Blumen dieses Wissens blühen in einem anderen Schrebergarten als die Gewächse der Kriminologie. Aus dem Zauberwald der „Lines“ und „Assemblages“ entlassen, trifft der Leser auf festen Boden, evidenzbasiert festgeklopften. Karl F. Schumann, der sich im Laufe der Jahre zusehends zu einem Kriminologen des Typs No-Nonsense entwickelt hat, berichtet von, wenn auch spärlichen, Erfolgen einer durch kriminologische Forschung unterstützten Kriminalpolitik. Je nach Sichtweise könnte man ihm eine Fünf wegen Themenverfehlung oder ein Sehr Gut für Realitätsnähe geben. Schumann berichtet aus den USA – dem Land, in dem alles schlechter und besser zugleich ist. Evidence-based Programs haben eine Chance auf Umsetzung, wenn man es richtig anstellt, nur gibt es erstens zu wenige davon und zweitens werden sie nur zu wenig nachgefragt. Das Resümee ist vom Typ: im Prinzip ja – aber die Randbedingungen stören leider noch zu sehr. Der letzte Beitrag von Hans-Jörg Albrecht kapituliert schlichtweg vor der Heterogenität der Beiträge und beschränkt sich mehr oder weniger auf eine nochmalige Inhaltsangabe.

Was bleibt? Man möchte bei der Tagung dabei gewesen sein, die Mischung an unterschiedlichen Figuren und Positionen in dieser Landschaft muss zu bemerkenswerten Ereignissen geführt haben. Zum Buch wird das Ganze nur durch den Einband, nicht durch die internen Bezüge der Beiträge. Die aber sind in ihrer qualitativen wie quantitativen Heterogenität teils lesenswert, teils überlesenswert. Halten wir es mit Besozzi: „Das Potential eines Textes liegt nicht darin, dass dieser unmittelbare Erkenntnis vermittelt, sondern darin, dass er Prozesse der Erkenntnis auslöst.“ (S.50)

Reinhard Kreissl, Delmenhorst